

Die Ehrabschneider

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



„Verlag der Schweiz“, A.-G., I. S. Polygraph. Institut, Zürich.

Die Ehrabschneider.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Ernst Zahn.

I.

Wo die Straße aus dem Dorfe und thalwärts biegt, stehen wie zwei Schafe, die sich zum Stall nicht hineingetraut haben, zwei Bretterhütten, eine kleine und eine ganz kleine. Beide haben dünne, verwitterte Bretterwände, beide sind wackelig und gottserbärmlich, haben Schindeldächer, auf denen Moos und Gras wuchert und baufällige Kamine. Das Kamin auf der kleinen besteht aus schwarzgebrannten nur so übereinander geschichteten Steinen, ein absonderliches Bauwerk; an der ganz kleinen guckt nur ein rostiges Eisenrohr zum Dach heraus. Die kleine Hütte schaut aus vier Fenster- augen, mit zweien nach vorn auf die Landstraße; hinter denen liegt eine helle saubere Stube, mit zweien nach hinten auf eine grüne Mattenhalde; die lassen einer rauchigen Küche und einer Schlafkammer Licht zu. Das ganz kleine Hüttlein ist ein scheeles Ding. Das hat nur eine Thür zu ebener Erde und ein Fensterloch daneben. Das Fenster fehlt darinnen, wenigstens jetzt zur Sommerzeit. Wer durch das Loch schaut, kann mit einem Blick die ganze Einrichtung übersehen, den Eisenofen in der Ecke links, dem die langen Holzbengel aus der offenen Thüre ragen wie Speerstangen aus eines alten Eidgenossen Leib, die Kiste voll schmutziger Wäsche in der Ecke rechts, und wenn sich der Gaffer noch ein bisschen weiter vorbeugt, dann plumpst er gleich kopfüber in den Waschtrog, vor dem just die Diogin, die Maria Diog, mit ihrem Mädchen, der Anna steht und reibt und schnauft und sich zuweilen den Schweiß von der Stirne wischt.

Die Maria Diog hat das kleine und das ganz kleine Haus zu eigen, in dem kleinen wohnt sie, in dem ganz kleinen wäscht sie. Und für die Wäsche, die es zu waschen gibt, ist das ganz kleine immer noch

groß genug, obwohl die Wäscherin zu Waltingen eine ganz fürnehme Kundsame hat. Sie wäscht für die beiden Gasthäuser, die nie sicher sind, wenn sich wieder ein Fremder in eine ihrer Stuben verläuft. Sie wäscht für dem Doktor seine Frau, die zu vornehm und zu bequem ist, als daß sie sich selber zum Brunen stellte. Und endlich wäscht sie für alle Wöchnerinnen. Zu solchen werden die jungen Waltinger Weiber ziemlich regelmäßig einmal per Jahr; denn die Luft in dem Bergnest ist für Menschenunkraut gesunder als für Feldgewächs, werden doch die Bubenköpfe mindestens so dick wie anderswo, die Erdäpfel aber nur so groß wie an andern Orten die Zwetschgen.

Nun und heute ist Dienstag, und die Kiste der Diogin ist besonders voll, weil im „Löwen“ sich seit ein paar Wochen Fremde eingenistet haben, die sich zu Waltingen gefallen, viel an den Lehnen herumsteigen und unendlich viel schwitzen. Schwitzen muß auch die Diogin, teils weil sie wacker schafft, teils auch weil sie just nicht mager ist und die Hände in brutheißem Wasser, hinter sich den Ofen und im Westen über dem Fensterloch noch die goldige Sonne stehen hat. Das Wasser rinnt ihr nur so über die leicht gefurchten Backen hinab, das reiche, graue, in Zöpfen den Kopf umschließende Haar ist feucht; aber das Gesicht bleibt bleich dabei. Es hat auch eine Farbe, die sich nicht leicht ändert, eine Wetterfarbe, doch mit einem Stich ins Weiße. Seine Züge sind fest, fast männlich, die Diogin hat ja freilich seit fünfzehn Jahren im Hause Mann sein müssen; so lange ist sie schon Wittfrau. Während sie mit den Händen schafft, steht ihr auch die Zunge nicht still. Sie plaudert mit ihrem Mädchen über dies und das; dabei kommen

die Worte laut und rauß aus ihrem breiten Munde, und ihre starken schwarzen Brauen ziehen sich ein übers andere Mal scharf zusammen, obwohl sie nichts Zorniges sagt. Hält sie dann einmal inne, stemmt die Hand in die feste Hüfte, daß von dem braunen, prallen Arm der Seifenschaum tropft, dann hebt sie wohl die Augen auf und blickt in die Sonne, und da kann die Sonne auch gleich etwas sehen, was zu sehen wert ist. Die Diogin hat ein Paar schwarzgraue, scharfe, offene Augen, in denen die derbe Geradheit des Charakters nur so weiterleuchtet.

„Ja, und geschiedter wäre es schon, er käme nicht immer daher,“ sagt die Frau eben wieder, während sie ein Wäschestück auf das Brett schlägt, als hielte sie den in den Händen, von dem sie redet.

Die Anna, ihre Tochter, sieht zum ersten Male von ihrer Arbeit auf. Sie streicht den Seifenschaum von ihren schlanken, fast hageren Armen, stützt die Hände leicht auf den Trog und lehnt mit dem Rücken an die nasse Bretterwand. Ihr schmales junges Gesicht hat einen leisen, rosigen Anflug, der von den Wangen in die schöne gerade Stirn steigt. „Was ist denn da Böses dabei,“ sagt sie ein wenig heftig. „Was er da thut, darf doch jeder sehen.“

„Wenn hier zu Land nur Jeder glauben wollte, was er sieht, wäre es schon recht; aber zu dem, was sie sehen, rechnen sie immer noch eine Menge Dinge hinzu, die sie nicht gesehen haben. Die Hergerin hat schon gestichelt, wie ich das letzte Mal am Haus vorbei ging; vor denen kannst du dich in Acht nehmen, wenn die die Nasen hinter dir in der Luft haben, dann Gnab' dir Gott, ob sie etwas riechen oder nicht.“ Die Alte klopft wieder ihr Leinzeug, diesmal heftiger als zuvor, die Hergerin mag ihre Freundin nicht sein.

Anna macht sich an der Wäschekiste zu schaffen. Sie muß die nicht hochgewachsene Gestalt aufziehen, wenn sie das Linnen aus der tiefen Kiste greifen will; dabei zeichnen sich an dem dünnen grauschwarz gestrichelten Kleid die weichen Formen ihres Leibes wohl, und in dem sachten, goldigen Strahl, der im Westen, den mächtigen Winterstod streifend, noch vom Himmel bricht und in das Hüttlein lugt, glänzt ihr volles, schwarzes in Zöpfen aufgestecktes Haar. Sie wendet sich jetzt auf die Rede der Mutter, ihr schmaler Mund ist herb verzogen, und die blauen dunklen Augen, die dem Haar so wohl anstehen, haben einen halb zornigen, halb verächtlichen Blick.

„Was das Verlästern für ein elendes Geschäft ist!“ sagt sie zwischen den weißen Zähnen heraus.

„Es sind in Waltingen manche, die zu dem Geschäft viel Zeit haben,“ meint die Alte.

„Was habe ich der Hergerin zuleid gethan?“ fährt die Junge wieder auf.

Die Diogin hält einen Augenblick, über den Trog gebückt, in der Arbeit inne, ihr Gesicht ist völlig verhärtet von zurückgehaltenem Zorn. „Die haben schon s'große Maul seit Jahren und Jahren, die haben deinem Vater im Grab nicht Ruhe gelassen.“

Sie fährt darnach mit neuem Eifer in's Wasser; die Lust am Reden scheint ihr vergangen; denn sie antwortet ihrem Mädchen nur durch ein unwilliges Kopfschütteln, als dieses nach einer Weile wieder etwas zu sagen weiß. Auch zieht sie gleich nachher das letzte Tuch aus dem Trog, drückt es aus, trocknet die Arme und geht wortlos nach der Wohnstube hinüber. Die Anna thut noch eine kurze Zeit ihr Geschäft weiter, das Spätrot kommt inzwischen über das Thal, der blaue Himmel und die Bergspitzen im Osten fangen zu brennen an; über der Waschhütte und dem Mädchen liegt der Widerschein mild wie Licht aus roten Ampeln. Die Leinenkiste wird leer und so der Trog. Das Mädchen sieht nach dem verglimmenden Feuer im Ofen und tritt dann in die Thüre. Sie lehnt sich an den Pfosten und schaut mit großen Augen in's Leere. Es ist nichts Trauriges in ihren Zügen, eher noch der Nachschein des heißen Zorns, der sie vorher belebt hat. Der Ernst steht ihrem Gesicht ganz gut. Oder steht es immer so gut aus, ob es lacht oder ernst bleibt, trotzdem man beileibe in der Stumpfnase und dem breiten Munde keine Schönheit finden kann? Es muß wohl sein, da die Waltinger Dorfbuben seit kurzem um das Haus der Diogin herumstreichen wie die Fliegen um den Honig.

Eine Viertelstunde mag das Mädchen dagestanden haben, von allerlei Gedanken überkommen und ganz vergessend, daß sie müßig steht. Dann schallt die Stimme der Alten, ihren Namen rufend aus einem der Wohnhausfenster. Die Anna schrickt ein wenig zusammen, als hätte sie juist einen Gedanken gehabt, der der Mutter nicht gepaßt haben würde. Aber gleich darauf gibt sie ein helles „Ja“ zurück und läuft dem Hause zu.

Es ist nachher schon fast dunkel, als die Weiber mitsammen wieder zurückkommen. Sie haben zu Nacht gegessen, und die Anna laut noch mit den festen Zähnen behaglich an einem Stück Brot. Es scheint ihr nicht mehr ums Arbeiten zu sein. Sie läßt die Mutter die Wäschestücke in neues Wasser legen und setzt sich indessen auf die grüngestrichene Bank nieder, die vor der Hütte steht. Sie lehnt sich läßig zurück; ihre Brust thut einen wohligen Schnauer, ihre Augen hängen an der Höhe, wo die Landstraße, vom Dorfe herableitend, in ihrem weißen Staub aus der tiefen Dämmerung aufschimmert. Es ist, als erwarte sie von dort Jemand. Aber eine Straße bleibt nie so lange leer, als wenn einer wartet, daß etwas Lebendiges darauf daher komme.

So blitzt denn nach und nach ein roter Schein nach dem andern in den Waltinger Hütten auf, und am Himmel gleitet ein silbernes Licht nach dem andern aus dunklem Grund; aber der Anna geht ihr Licht nicht auf. Die Mutter kommt am Ende, hockt sich neben sie hin, und sie geraten wieder in ein gemächliches, nicht übereifriges Reden; es ist so ihre Art an schönen Abenden auf der Bank vom Tagwerk zu verschmaufen. Sie haben eine Weile gefessen, die Diogin erinnert sich eben, daß ihr im Hause noch etwas zu thun geblieben ist und thut ein paar Schritte von der Bank hinweg, da glimmen droben über der Straße drei, vier, fünf Funken auf, die weder Sterne noch Fensterlichter sind. Die Diogin ersieht sie in dem Augenblick, als sie den Kopf dem Hause zuwendet. Ihre Brauen fahren zusammen; aber es tönt doch nicht ganz entschieden, als sie zu dem Mädchen zurückredet: „Aha, du, jetzt ist, meine ich, Zeit, daß du herein kommst!“

Die Anna läßt sich nicht groß stören, die Mutter sieht ihr ja bei der Dunkelheit nicht an, wie ihr die Backen heiß geworden sind.

„Bleibe doch auch noch ein wenig da,“ bittet diese.

Und die Diogin zögerte just lange genug, daß die Funken, die indessen gleich fliegenden Leuchtkäfern hübsch in einer Reihe über die Straße herabgetänzelt kommen, sich als Cigarrenfeuer ausweisen können. Sie sind die fünf Sternlein an den fünf welschen Klimmstengeln, die in ebensoviel Dorfhubenmäulern stecken. Es kann einer fast erschrecken, wenn er hinter den bescheidenen Glühstellen die fünf derbgliebrigen Leiber der jungen Burschen auftauchen sieht. Die Anna freilich erschrickt nicht.

„Die Waltinger haben ihre ganze Straßenbeleuchtung auf uns losgelassen, Mutter,“ lacht sie plötzlich übermütig auf. Sie hat vorher einen schnellen Blick auf die sich nähernden Burschen geworfen und scheint dabei etwas entdeckt zu haben, was sie in Laune bringt.

„Nun, nun, wie Ihr raucht,“ begrüßt die Diogin die Burschen, die indessen herangekommen sind, „gut, daß kein Föhn geht, sonst könnte man Euch verzeigen.“

Die fünf Buben haben ein fünffaches Gutenabend gesagt, thun erst ein wenig dergleichen, als ob sie eigentlich hätten vorübergehen wollen, und drücken sich dann so allmählich herzu, so daß auch die Diogin für besser findet, den Platz neben ihrem Mädchen wieder einzunehmen. Einer der Buben hat sich auf einen Holzbloß gesetzt, der nahebei liegt, einer hockt sich auf die Waschkhauschwelle nieder, zwei sind auf den nahen Hag geklettert; nur einer ist stehen geblieben und steht vor den beiden Weibern, als hätte er von nirgendswa bessere Aussicht. Im Grunde steht er freilich wenig; denn die weiße, fast taghelle Lichtflut, die auf den Winterfirn quillt und von dort sich ins breite Thal ergießt, hat der Diogin ihr Bestiztum

noch nicht erreicht. Eine Weile geht ein Geplauder und Neckeln zwischen den sieben Leuten, abgebrochen; denn die Bauern haben manchmal die Worte weit hinten und müssen lange würgen, ehe sie sie herausbringen. Da meint einer vom Hag her: „Es ist verdammt dunkel, ihr könntet uns auch eine Lampe bringen, Frau Diog.“

Die andern lachen, sie lachen immer, als wäre jedes Wort ein Wiß. Nur der eine, der steht, lacht nicht, der hat sich umgesehen und sagt jetzt: „Da oben hängen sie Lampe genug aus.“

Er zeigt dabei nach dem nicht fernen Sitzlistock, hinter dessen schönen, dunklen Tannen der Mond aufsteigt. Die Aeste der beleuchteten Bäume sind scharf wider den Himmel gezeichnet, Stamm an Stamm steht stolz und hoch auf dem dunkeln Berg. Es geht nicht lange, so ist die Gruppe an der Diogin Hütte von demselben klaren Schein übergossen.

„So, jetzt sieht man doch, wen man auf Besuch hat,“ meint da die Alte, ein wenig ungeduldig; sie kann nichts dagegen haben, daß der, der so lange gestanden hat, auf einmal eine Ausrede findet, sich dicht neben die Anna zu setzen, ja sie muß selber ein wenig rutschen, damit er eher Platz finde.

Der Zubringliche ist aber sonst weder unbescheiden noch unmanierlich. Er ist ein gerader, starkgliedriger Bursch, der in der dunkeln Kleidung, die er trägt, schon etwas vor den anderen, die in Stallblousen oder hemdärmelig gehen, voraus hat. Er hat ein braunes Gesicht, schwarze Haare, einen ganz jungen schwarzen Schnurrbart auf der starken Oberlippe, die Backen sind voll und gesundfarbig, und die schwarzbraunen Augen lugen weder furchtsam noch schwermütig. Nein, des Präses Bub, der Kari Muheim, ist schon einer, der sich auch anderweit als zu Waltingen sehen lassen darf. Mit ihm aufnehmen kann es höchstens der Senn-Tobias, der Blondkopf, der auf der Waschküttenschwelle hockt. Der hat den Schädel voll Vocken stehen, wie sie den Mädchen in die Augen stechen, hat ein Gesicht, rot und gesund, wie das Leben und lustige blaue Augen darin. Vielleicht sind die letzteren ein bißchen zu lustig, sie wässern ein wenig, wie Augen, die zu viel ins Weinglas schauen müssen. Sonst aber ist der Senn ein Gewaltsbursch, hat Glieder wie ein Riese, und wenn er aufsteht, ist es eine Freude an dem baumstarken Menschen aufzusehen. Der Gusti und der Johann Nell, die zwei, die auf den Hagstangen hocken, sind Brüder, an ihnen ist nichts besonderes, sie haben dicke borstenumstandene Köpfe, laubfleckengetupfte Gesichter, breite Mäuler, aus denen die gelben Zähne sehen. Der Gusti, der ältere hat einen rötlichblonden Schnurrbart, bei dem Johann sprießt noch kein Härlein; aber hinter der Anna sind sie so hitzig her, wie alle andern. So bleibt nur noch der letzte, der auf dem

Holzbock, dem lust der Mond voll in das bleiche, aber volle wohlgeformte Gesicht schaut. Sie heißen ihn Toni, wenn sie nach ihm hinreden. Er ist der Herger-Toni, des Dorfverwalters Aeltester. Sein Vater, der Verwalter, hat Geld und seiner Mutter steht noch Erbschaft aus; also ist der Toni von Leuten, die etwas gelten. Darum würde er ein Ansehen haben, auch wenn er nicht Maul und Fäuste hätte, sich solches zu verschaffen. Er hat kein übles Gesicht, seine Nase steht schön gerade unter der weißen Stirne, sein Mund ist scharf geschnitten, und er trägt einen weichen schwarzen Schnurrbart. Auch am Kinn sprossen die Haare, und die Kopfsch Haare sind sanfter und glänzender als bei den andern. Seine Augen sind grau und haben einen in seiner Schärfe ein wenig aufdringlichen Blick, an den Augen ist etwas, was das Gesicht entstellt. Die Haut unter den Brauen hängt in den beiden äußeren Ecken um ein kleines über die Lider herab, so daß das Auge selbst nicht offen und frei aus dem Gesichte schaut, und daß sein Blick manchmal einem Lauern gleicht.

Der Toni hat sich bisher am seltensten an dem Gespräch der andern beteiligt, er hat nur zuweilen ein boshaftes Wort dazwischen geworfen. Offenbarer Böswille tönt aus seinen Bemerkungen, und es ist wohl zumeist seinetwegen, daß die Diogin auf ihrer Bank unruhig ist und einmal über das andere davon spricht, daß es Zeit sei, ins Haus zu gehen. Die Anna kümmert sich nicht darum, sie wirft die Lippen auf, wenn der Toni redet, die Nasenflügel zittern leise, und sie bleibt ihm keine Antwort schuldig, wenn er zu spotten weiß.

Eben sind sie auf die nahe Kirchweih zu reden gekommen.

„Im Böwen tanzen wir dieses Mal,“ hat sich der Tobias von seiner Schwelle her vernehmen lassen. Er ist einer der Führer der Waltinger Jungmannschaft und führt an den Dorffesten das große Wort. „Es soll einmal nobel hergehen,“ fährt er fort, „den großen Saal will uns der Böwenwirt geben.“

Die Anna zieht die Schultern hoch und seufzt: „Bah, an der Kirchweih ist es noch zu heiß zum Tanzen.“

„Aber du kommst doch?“ fragt der Muheim ein wenig kurzatmig. Er hält heimlich des Mädchens Hand auf der Bank in der seinen und sitzt steif da, daß keiner es sehe.

„Keine Rede, daß ich komme,“ sagt das Mädchen, obwohl es schon weiß, daß es ums Leben nicht zuhause bliebe.

Die Brüder auf dem Hag schlagen ein Gelächter auf. „Du und daheimhocken,“ meint einer.

Anna dreht sich um. „Warum nicht?“ sagt sie und lacht, „euret wegen gehe ich einmal nicht hin.“

Der Toni hat in diesem Augenblick den Oberleib um ein wenig gehoben und sich soweit vorgebeugt, daß er die beiden ineinanderliegenden Hände sehen kann. Sein Mund verzieht sich.

„Halt es fest, Kari, daß es nicht von der Bank fällt, das Mädchen,“ spottet er nach dem Muheim hin und sinkt in die vorige Stellung zurück.

Der Muheim ist rot geworden; aber er beißt die Zähne zusammen und verwindet die Berlegenheit. „Gelüftet es dich etwa, daherzusitzen,“ sagt er. Dabei steht er auf, stopft beide Fäuste in die Hosentaschen und pflanzt sich wieder dorthin, wo er zuerst gestanden.

Aber die Diogin hat finke Augen und hat gesehen, was der Toni gemeint hat. Sie ist zornig, ihr Gesicht ist heiß. „Komm jetzt herein, du,“ heißt sie das Mädchen in einem Ton, den dieses nicht überhören darf.

Es steht auf, tritt dicht an den Toni heran und sagt: „Warum bist du eigentlich hergekommen?“

Der bleibt ganz ruhig und lauert es nur so von unten herauf an. „Warum? Ist es verboten?“

Anna sieht ein, daß sie ihm so viel Recht geben muß, wie den andern. Sie zuckt die Schultern und tritt hinweg. „Gute Nacht,“ sagt sie zu den andern vieren, die Diogin ist schon dem Hause zugegangen.

„Ach, bleibe noch da, du,“ läßt sich der Tobias hören. Er ist aufgestanden und hinter das Mädchen getreten. Auch die Mellbuben sind von ihrer Latte gestiegen.

„Natürlich! Warum willst du schon hinein,“ meint der Jüngere von diesen. Dabei hascht der Tobias Annas Hand und hält sie fest, und wie sie sich losmachen will, kriegt der Mell-Gusti die andere zu fassen. Sie zerrn hin und her, kichern und gigeln dabei, und das Mädchen wehrt sich nur halb im Ernst.

Da ruft die Diogin vom Hause her, und die Anna nimmt ihre Kraft zusammen: „Laßt mich!“ feuert sie.

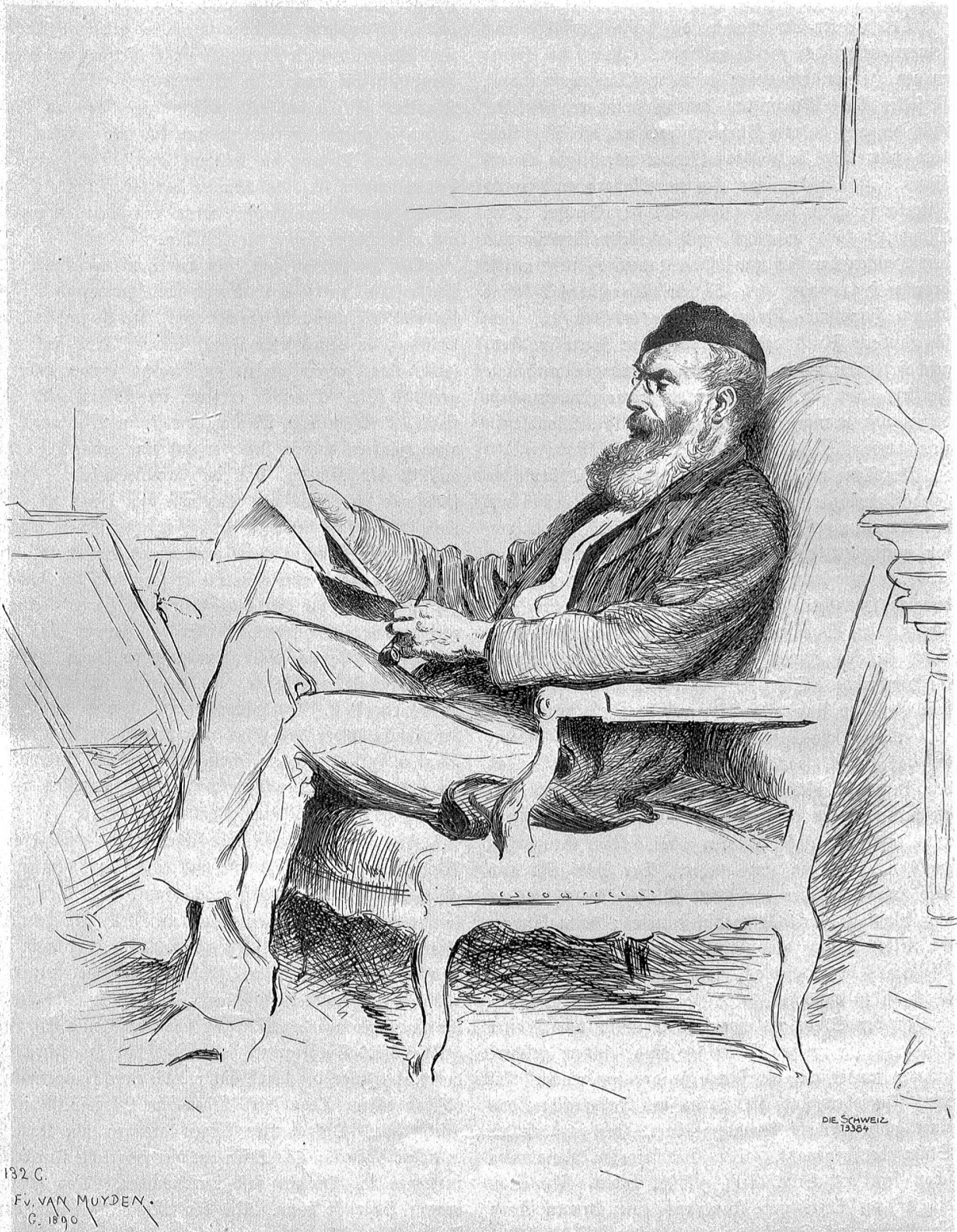
Aber die Buben halten desto fester. Nur der Kari steht bei Seite und macht ein sauer-süßes Gesicht, und der Toni dreht sich langsam und schlendert in die Straße hinaus.

„Nun, kommst noch nicht!“ ruft die Diogin, jetzt wieder ganz nah. Da thut Anna einen plötzlichen Ruck und macht sich frei.

„Gut Nacht,“ schallt es hinter ihr drein, als sie nach dem Hause stiebt.

„Ja, gut Nacht,“ gibt sie aus der Hausthüre noch zurück.

Dann trollen sich die vier Burschen, die wähen, der Toni sei ihnen vorausgegangen, und eilen nicht, ihn einzuholen. Sie merken auch nicht, daß er sich im Schatten der Dioghütte versteckt hat und scharfsäugig nach ihnen hinüberguckt, wie sie da vorbeigehen.



Der Genfer Maler Alfred van Muyden.
Nach einer Radierung seines Sohnes Evert van Muyden (1890).

II.

Der Herger-Toni kommt durch die Dorfgasse nach seinem väterlichen Hause gestiegen. Breit, die Hände in den Hosentaschen ist er durch das Dorf geschlendert, sie sollen ihm nicht ansehen, warum er sich verspätet hat, falls die vier andern Burschen noch um den Weg sind. Und nun steht er an des Verwalters, seines Vaters Haus. Zweistöckig mit grauen Mauern und rotem Ziegeldach, steht dieses rechts von der Straße. Das Mondlicht liegt auf ihm, und es tritt fürnehm aus dem Haufen der ihm zunächst gelegenen Hütten, welche braune Holzwände und Schindeldächer haben. Eine braune Hausthüre ist in's Innere des dunklen, nicht übersaubern Flurs geöffnet; dieser zur Seite im Erdgeschosß liegen zwei mit weißen Vorhängen verhängte Fenster, aus denen gedämpfter roter Lampenschein dringt und draußen mit dem weißen, stillen Mondschein zusammenquillt.

Der Toni hat den Rücken an den einen Thürpfosten gelehnt, späht einmal gahauf und einmal gahab mit den Augen eines Neugierigen, der nicht genug von dem auffangen kann, was um ihn herum vorgeht; dann tappt er mit lauten Schuhen in den mit Steinplatten belegten Hausflur. Gleich links führt aus diesem eine Thüre in die Wohnstube. Ihre Klinke ist lahm; Bauernsäufte drücken einmal alles lahm, was einen leichteren Griff erheischt. Sie klirrt als der Toni sie aufdrückt; drei Gesichter sind gegen ihn erhoben, als er eintritt, aber ebenso schnell schauen die drei Menschen wieder auf das zurück, was sie just bei der Hand haben; an dem Besuch ist nichts Neues! Der Toni thut nicht dergleichen, als ob er eben heim käme, und die anderen nicht, als ob er fortgewesen wäre. Kein Gruß geht zwischen ihnen hin und wieder. Der Bub zieht noch halb in der Thüre die blaue Bluse über den Kopf und hängt sie hinter den Gältsteinofen; dann läßt er sich selber neben dem kalten Ofen nieder, zieht die Pfeife aus dem Hosensack, stopft sie, zündet sie an und fängt an zu dampfen.

In der Stube ist eine schwüle Luft; alle Fenster sind zu. Die weißen Vorhänge sind, innen gesehen, nicht so sauber wie der Mond sie draußen macht. Auf dem Fußboden sind die Tritte der Hergerischen von einer ganzen Woche her abgezeichnet, aber sonst ist die Stube herausgeputzt. Der Gältsteinofen allein mag schon sein gut Stück Geld gekostet haben. Er reicht bis an die Diele und trägt auf seiner breiten Brust die Namen des Sebastian Herger, seines Weibes der Veronika, gebornen Grepper und das Datum ihrer Hochzeit. In der Mitte der Stube steht ein Tisch, auf dem ein bunter Teppich liegt; eine Lampe mit großem Papierschirm steht darauf. Vor dem einen

Fenster hat ein Nähtisch Platz gefunden. Diesen und das bunt bezogene Kanapee schmücken gehäkelte Decken. Des Weitern enthält die Stube ein Buffet von mächtigem Bau, fast wie man es in Wirtschaftshäusern trifft, und ein Klavier. Es ist das erste und einzige, das zu Waltingen je gesehen worden ist und hat her müssen, als die Hergers-Tochter, die Helmine, aus der Klosterschule heimgekommen ist. Am Klavier hat die Helmine Recht, am Buffet aber der Herger, wenn sein Weib es zugibt; auf dem Buffet stehen die Flaschen.

Der Herger hat just, als der Toni eingetreten ist, sich wieder an sein Lieblingsmöbel herangemacht; er hat eine eigentümliche Gewandtheit, die Augenblicke zu benützen, in denen seine Frau, die am Tisch sitzt und näht, ihre Aufmerksamkeit auf irgend etwas anderes gerichtet hält. Da steht er jetzt, im Äußern noch der starke, breitschultrige Mensch, wie sie in Waltingen in allen Häusern daheim sind; er hat eine graue Kleidung an, ist hemdärmelig, und die braune behaarte Hand sticht wie die Nacht vom Tag von dem Hemd ab, obwohl das lezere getragen genug ist. In seinem ebenso dunklen von grauem Bart umrahmten Gesicht ist ein gutmütiger Zug; aber eben wie er jetzt nach der Flasche greift, leuchtet die Verschlagenheit aus seinen kleinen, eingetrockneten Säuseraugen. Er hat zugleich mit der Flasche ein kleines Glas herabgegriffen, und wie er jetzt einschenkt, verrät er, wo er trotz seines starken Leibes krank ist. Die Hände zittern, schlagen den Hals der Flasche wider das Glas und verschütten beim Einschenken. Die Hergerin schaut sich in dem Augenblick um; aber da hat der Alte auch schon das Glas zum Munde geführt und den Inhalt hinabgestürzt.

„Jetzt laß mir die Flasche stehen,“ leist seine Frau. Sie hat eine scharfe Stimme und einen Ton, dem man gleich anmerkt, wer Meister im Hause ist. Der Alte knurrt etwas, das wie ein „ja“ tönt, stellt Flasche und Glas zurück und sucht sich den Stuhl aus, der nicht zu weit davon entfernt steht. Indessen hat die Hergerin das Gespräch wieder aufgenommen, das sie mit ihrem ihr gegenüber sitzenden Mädchen schon bei Tonis Eintritt geführt hat. Die Frau ist hager und fast zum Fürchten bleich, ihre Züge sind scharf, spitz wie die eines Hungernden, ob schon es ihr Tags ihres Lebens an Leibespeise nicht gefehlt hat. Die dunklen Augen brennen wie Kohlen in tiefen Höhlen. Die Stirn hat viel wagrechte Furchen, in denen die Brauen fast verschwinden. Das graubraune Haar ist dünn. Am den Mund liegt ihr ein Ausdruck von Verbitterung, wie auch die gelbe Hautfarbe auf ein galliges Temperament schließen läßt. Freilich ja, wenn sie zu Waltingen ein böses Weib schelten wollen, so sagen sie von ihm, sie sei wie die Hergerin. Aber sie reden es heimlich; denn keiner

mag mit dem Weibe des Dorfverwalters anbinden, wenn er es vermeiden kann, nicht nur, weil sie in Rede und Schelten grob und furchtlos ist, sondern weil ihre Rücksichtslosigkeit und ihr Haß, wenn einer sie einmal auf sich geladen hat, keine Grenzen kennen. In ihrer Unbeugsamkeit hat die Frau fast etwas Großes.

Das Mädchen, die Helmine, ist ihr Ebenbild, soweit die Jugend dem Alter gleichen kann; sie zählt erst etwa achtzehn Jahre, scheint aber älter, hat gerade so viel Jugendreiz an sich um nicht häßlich zu sein und ist sonst in Gestalt und Gesicht dasselbe dürre, eckige Geschöpf wie die Mutter. Statt des herben Zuges aber, der das Gesicht der Alten fast zu einem Respekt einflößenden stempelt, hat die Junge manchmal einen Ausdruck von Gefäßigkeit an sich, der ihr bleiches Gesicht völlig verzerrt. Vor den Leuten zwar weiß sich die Helmine umzuthun; da ist sie die ewig freundliche, hat ein süßlich einschmeichelndes Reden und gibt sich gerne beweglicher als ihrem ungelenteten Körper anstelt. Am lebenswürdigsten ist sie gegen Mannsbilder und je mehr so, je heiratsfähiger und vermöglicher sie sind. Sie sagen dem Mädchen zu Waltingen auch heimlich allerlei Liebshäften nach, aber keine, die zum Heiraten führen wollen. In letzter Zeit ist das Gerede gegangen, die Helmine hätte ein Auge auf den Muheim-Kari, und es sei bei dem Präses und dem Verwalter so ziemlich ausgemacht, daß die beiden ein Paar werden müßten. —

Die hageren Finger der Helmine, die eine Stickerei auf den Knien hält, sticheln darauf los, und währenddessen verhandelt sie mit der Mutter kleinen Dorfklausch. Der Herger hat sich auf seinem Stuhl vom Schlaf überkommen lassen; er pendelt mit dem Kopfe im Takte von hinten nach vorn, und wenn ihm die Nase fast auf die Brust stoßen will, dann entrinnt ihm jeweils ein grunzendes Schnarchen, das tönt gerade wie das Rascheln eines Uhrwerks; darauf geht der Kopf wieder nach hinten. Der Toni hat bedächtig seine Pfeife angezogen, jetzt pufft er dicken Dampf, und jetzt bläst er ganz sanft; derweilen messen seine Augen die beiden Weiber prüfend und mit Kennerblicken. Einmal blizt etwas wie Schadenfreude in seinem Blicke auf, dann wieder ist ihm anzusehen, wie eine Neuigkeit in ihm arbeitet und ihn würgt wie ein großer, unverdaulicher Brocken. Endlich sagt er in dem trägen Ton, in dem die Bauern in ihren Stuben reden:

„So, heute habe ich es jetzt mit eigenen Augen gesehen.“

Das fällt wie eine Bombe in die Stube. Es ist zum Lachen, welches Leben in die Leute fährt. Die Hergerin legt die Arme breit und schwer auf die Tischplatte und steht den Buben scharf an. Die Helmine

ist herumgefahren wie gestochen, ihr Gesicht ist lebendig, und ein leises Rot ist auf ihre gelben Wangen geflogen. Sie ist die erste, der das „Was denn“ entfährt, das den Toni zum Erzählen auffordert. Der Herger selber ist aus dem Schlaf aufgeföhren und schwankt nur noch hin und her, ob er das Ohr dem Toni oder die Nase dem Schnaps zustrecken soll. Und jetzt kommt auf einmal aus, daß noch ein fünfter Mensch in der Stube ist; er kommt zwischen Ofen und Wand hervorgekrochen, wo ein roter Vorhang über eine in die Wand eingelassene Ofenbank gezogen gewesen ist. Er hält einen Rosenkranz in frostverdorbenen alten Händen und gleitet um den Ofen herum, wie ein Fuchs, der einem Hasen auf der Spur ist. Aber gerade neben dem Toni bleibt er stehen. Sein Haar ist wollig und fast ehrwürdig grau, er hat eine kleine gutgenährte Gestalt, die in unendlich zertragenen Kleidern und ganz kurzen Höslein steckt, aus denen unten die schmutzigen Füße bis weit über die Knöchel herausragen. Sein Gesicht ist rund, fett und rastert. Die grauen Bartstoppeln stechen freilich überall aus der Haut, aus dem Stoppelfeld hängen die bleichroten Lippen des Mundes weit hervor, die knollige Nase steht ein wenig nach oben wie ein Wegweiser zum Himmel, und zum Himmel gucken auch die kleinen Neuglein meist; denn der Gurzer, der Knecht, von dem kein Mensch weiß, wie sein rechter Name sonst ist, ist eine fromme Seele.

„Was denn?“ hat die Helmine gefragt.

Der Toni schießt die Rauchwolken an die schwarze Diele, dann sagt er: „daß der Kari dem Diognädchen nachstreicht!“

„Warum? Was ist gegangen?“ fragt die Hergerin barsch und kurz.

„Sie scheinen ziemlich einig miteinander zu sein; sie hocken schon vor den Leuten Hand in Hand, als gehörte es sich so.“

Wie der Toni diese Auskunft gibt, hat er seinen Stuhl geräuschvoll zum Tisch herangezogen und läßt sich bei den Weibern nieder; auch der Herger ist herangekommen, und so hocken sie denn wie vier Verschwörer unter der Lampe und strecken die Köpfe zusammen. Der Gurzer steht derweilen am kalten Ofen auf.

„Die alte Diogin ist ein Laster,“ sagt die Hergerin mit Nachdruck, das ist der erste Zornlaut; dann bricht eine Flut von bösen Worten über den Tisch.

Die Helmine hat die geschliffenste Zunge. „Und was das Mädchen für eine ist“ hat sie angehoben. „Die ist den Buben nachgelaufen, wie sie noch in die Schule gegangen ist; die hat keinen Anstand und keine Sittlichkeit, die würde den Pfarrer im Beichtstuhl verführen, wenn sie könnte.“

So geht es weiter, und die Hergerin hilft redlich

mit. Dabei ist nur der Unterschied, daß die Worte der Alten schwere Anschuldigungen sind, die den Diogweibern ein jedes für sich allein das bißchen Ehre totschlagen, während das Schimpfen der Jungen mehr nur ein Gisteln ist. Die Männer kommen bei dem Reden nicht zu Wort, der Herger schläft auch schon wieder halb. Der Toni kann erst, als der Sturm von Worten sich gelegt hat, seiner Meinung Ausdruck geben, daß der Muheim ein Esel sei, dem man gelegentlich eines anstreichen müsse. „Die Diogin soll sich nicht wundern,“ fährt er dann weiter, „wenn ihr die Nachtbuben über kurz oder lang auf den Hals kommen.“

Wie er das gesagt hat, wird seine Schwester zärtlich. Sie rückt nahe zu ihm heran, legt ihm die Hand auf's Knie und redet ihm zu. „Allweg sollte der einmal etwas angethan werden!“

„Mach', daß etwas geht, Toni,“ stachelt sie dann den Bruder weiter. „Stellt der Anna einen Mann auf's Haus, oder tauft sie, — tauft sie!“

Das letzte ist fast wie ein halbes Jauchzen aus ihr herausgekommen. Dabei sieht sie die Anna schon unter dem Taufkübel der Nachtbuben.

Da räuspert sich der Knecht am Ofen. „Ach, äch,“ sagte er in salbungsvollem, singendem Ton, „lasset um des Herrgotts Willen andere Leute in Ruh, sehet, der Herrgott läßt uns leben, so wollen wir andere Leute auch leben lassen.“

„Schweig du,“ bescheidet ihn die Hergerin rauh.

Der Toni meint feiner: „Das geht dich wohl nichts an, alter Dohs.“

„Ja nun, es ist eure Sache,“ gibt der Gurzer zurück, „aber ich möchte nicht, nein, ich möchte nicht.“

Und damit hockt er sich auf den ersten besten der umherstehenden Stühle und fängt an, den Rosenkranz zu drehen und heimlich zu beten. Es ist aber drollig, wie er betet. Seine langen Lippen plappern lautlos, aber dabei hangen seine Augen an den Lippen der noch immer schimpfenden andern, und ein geheimes Vergnügen an deren Geschwätz wetterleuchtet hinter dem Ausdruck der Demüt und Frömmigkeit, der ihm wie ins Gesicht gewachsen ist.

Am Tische hat jetzt die Hergerin das Wort. Sie hat die Diogweiber abgethan. Ihr Vorrat an übler Nachrede ist erschöpft, jetzt hat sie mit dem Muheim zu thun.

„Dem Präses sollte man zu wissen thun, wo sich der Bub, der Kari, herumtreibt, der wird wohl für eine

Schwiegertochter wie die Anna danken.“ — „Wirft ihm das wohl einmal zu Ohren kommen lassen können,“ wendet sie sich an ihren Mann.

Dem hat just der Kopf auf den Tisch fallen wollen, jetzt fährt er auf und stammelt ein „Ja, ja.“

Als ihn aber seine Frau weiter belehrt, wie und was er zu dem Präses sagen soll, da wird er ganz wach und schüttelt den Kopf.

„Das nützt nichts, das nützt nichts,“ meint er. „Der Präses ist sonderbar in solchen Sachen, er läßt sich nicht darein reden oder thut am Ende das gerade Gegenteil von dem, was man ihm anrät. Am Ende — wer weiß — er hat es nicht nötig auf Geld zu schauen — vielleicht läßt er dem Kari das Diog-Mädchen ganz gern. Es ist ja sonst schaffig und brav.“

„Brav,“ kreischt die Helmine und lacht übeltonig.

Der Herger, der seine lange Rede schleppend und mit heiserer Stimme zu Ende gebracht hat, ist durstig geworden davon; er ist aufgestanden und sieht sich nach einem Trunk um. Aber die Alte kommt ihm zuvor, stellt die Schnapsflasche in den Buffetschrank und zieht den Schlüssel ab. Sie thut dabei, als ob nichts geschehen wäre, und nimmt ihren Platz gelassen wieder ein. „Etwas muß geschehen, daß dem Präses die Augen aufgehen,“ schilt sie nach dem Mann hin. „Du wirfst doch wohl reden dürfen, du. Ich meine, es geht uns doch auch an, was der Kari treibt! Und wenn du dem Präses nichts sagst, sage ich es. Er wird wohl noch wissen, was abgemacht ist.“

Das Letzte hat sie lauter gesprochen. Die Helmine ist rot geworden dabei. Der Herger aber schaut verdrossen drein und brummt: „Bah, schriftlich ist nichts abgemacht. Und es wird viel geredet und widerredet. Versprochen sind der Bub und die Helmine einmal noch lange nicht.“

Wie er in seinem Ärger damit herausplagt, zieht er den ganzen Zorn seiner Frauenzimmer auf sich. Die Helmine fängt an zu flennen und meint: „Wenn sie unglücklich werde, sei niemand schuld als der Vater.“ Die Hergerin aber schimpft ihn nicht mehr nüchtern, nimmt ihn mit einem harten Griff beim Arm und verschwindet mit ihm durch die Thüre.

Es geht nicht lange, so schleicht auch der Gurzer zu Bett. Nur die beiden Jungen hocken noch lange bei einander und sind sonderbar vertraulich und werden nach und nach vergnügt, als redeten sie von schönen Plänen.

(Fortsetzung folgt).





Sonntagstoilette.

Gemälde von Alfred van Muyden (1873).
Im Besitze von Herrn Alfred Hartmann, Paris.